
BESPRECHUNGEN

Allgemeines und Übergreifendes

ALEMANY, AUGUSTÍ: *Sources on the Alans. A Critical Compilation*. Leiden/Boston/Köln: Brill 2000. 440 S. = Handbook for Oriental Studies Section 8, Central Asia 5.

Die Geschichte der Alanen ist einzigartig. Es gibt wahrscheinlich kein anderes Volk, dessen Spuren in der Antike und im Mittelalter so weiträumig verstreut sind: Die Vorfahren der heutigen Osseten sind von China über ganz Eurasien bis zum Atlantischen Ozean und sogar an der Nordküste Afrikas nachweisbar. Die erstaunliche Verbreitung dieser iranischen, verhältnismäßig kleinen Völkerschaft aus den nordkaukasischen Wohnsitzen ist zweifellos auch ihrer stets bewährten Tapferkeit und Kriegskunst zuzuschreiben. Die Alanen waren als Verbündete oder als Hilfsvolk sowohl im Osten als auch im Westen höchst geschätzt. Zudem müssen sie in der Lage gewesen sein, immer wieder anderssprachige Gruppen in ihren jeweiligen (Teil)verband sprachlich und ihrer Identität nach zu integrieren.

Es kann nicht verwundern, daß die Rekonstruktion einer derartig in alle Winde zerstreuten Geschichte für den Historiker eine gewaltige Herausforderung darstellt. Die fast vollkommene Abwesenheit der inneren Quellen paart sich mit einer bunten Vielfalt an Zeugnissen, welche die antiken und die mittelalterlichen Zeitgenossen über die Alanen in Asien und in Europa hinterlassen haben. Ihre Kenntnis setzt enorme Sprachfertigkeiten voraus – eine Vorbedingung, die das Fehlen einer allumfassenden Geschichte der Alanen erklärt. In der Fachliteratur gibt es deswegen nur zwei Teildarstellungen,¹ abgesehen von den Einzelstudien, die sich auf die Schicksale jeweiliger Splitter des genannten Volkes konzentrieren.

Angesichts dieser Gegebenheiten ist Alemanys Versuch, alle erzählenden Quellen, die sich auf die Alanen beziehen, zu sammeln und kritisch zu besprechen, grundsätzlich zu begrüßen. Die ursprünglich 1997 der Universität zu Barcelona in katalanischer Sprache vorgelegte Dissertation hat aber nicht nur einen umstandsbedingten Wert: Sie verdient ohne jeden Zweifel den Ehrentitel *Handbuch* – jedoch nicht nur der Orientalistik, beleuchtet sie doch anhand einschlägiger Quellen auch die abendländischen Gesta der Alanen.

Ihre ethnische Identität wird unter Berücksichtigung der zwei gleichbedeutenden Volksnamen, **al[lan]-* und **as-*, als Grundfrage des Problemkreises in der Einführung erörtert. Der eigentliche Gehalt des „kritischen Handbuches“ erstreckt sich vom zweiten bis zum fünfzehnten Kapitel. Die hauptsächlich nach sprachlichen Gesichtspunkten geordneten Quellen werden in chronologischer Reihenfolge vorgestellt.

Die Serie eröffnen die lateinischen literarischen Werke der ersten fünf Jahrhunderte n. Chr., in denen die Taten der Alanen im Westen geschildert sind. Es folgen die griechischen, vorwiegend im hellenisierten römischen Osten verfaßten Texte,

¹ Bernard S. *Bachrach*: *A History of the Alans in the West: From Their first Appearance in the Sources of Classical Antiquity through the Early Middle Ages*. Minneapolis 1973; Julian Jurij *Kulakovskij*: *Alany po svedeniam klassičeskikh i vizantiskih pisatelej*. Kiew 1899.

denen sich die byzantinischen und lateinischen Quellen des Mittelalters anschließen. Im 9. Jahrhundert tauchen die Alanen im arabischen Schrifttum auf, wo sie sich einer gewissen Aufmerksamkeit bis zum Untergang der Mamelukenherrschaft in Ägypten und Syrien erfreuten. Die armenischen und georgischen Nachbarn kannten und beschrieben sie genauer. Die Alanen standen auch mit den Khazaren lange Zeit in unmittelbarer Berührung, aber aus der vermutlich geringen schriftlichen Eigenproduktion des mächtigen Steppenreiches ist leider nur ein Denkmal auf uns gekommen, nämlich der in der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts in hebräischer Sprache verfaßte Brief des Khans *Josef*, der sie in der Liste seiner Untertanen aufzählt. Unvergleichbar reichhaltiger sind die persischen Quellen: Obwohl die Alanen (wahrscheinlich) schon in den Inschriften der Sassaniden und der Baktrier vorkommen, gibt es im Iran sichere und manchmal sogar ausführliche Belege über die jenseits des Kaukasus sesshaften Blutsverwandten erst aus islamischer Zeit. Das jahrhundertlange Nebeneinander mit den slawischen Nachbarn spiegeln bruchstückhaft und mit großen Unterbrechungen die russischen Annalen vom ersten Zusammenstoß 965 auf dem Boden des Khazarenreiches bis zur Schlacht von Kulikowo 1380 wider, in der Alanenscharen im Heer der Goldenen Horde gegen das Aufgebot des Moskauer Fürsten Iwan Iwanowitsch Donskoj (1359-1387) kämpften.

Von viel größerer, ja entscheidender Bedeutung für das mittelalterliche Schicksal der vermutlich meisten Alanen war der Mongolensturm. Die mongolischen Welteroberer wußten die kriegerischen Tugenden der Alanen als Sachkundige zu schätzen und setzten sie dementsprechend sowohl im Osten als auch im Westen ihres riesigen Reiches als Hilfsvolk ein. Schon in der gegen Ende des 13. Jahrhunderts verfaßten „Geheimen Geschichte der Mongolen“ werden sie kurz als besiegtes Volk namentlich und in Pluralform erwähnt: *Asud*. Eine Vermengung der Fakten des ersten mongolischen Streifzuges in Osteuropa, währenddessen die mongolischen Feldherren Dschebe und Sübötei die Alanen, Russen und Kumanen 1223 bei Kalka vernichtend schlugen, mit denjenigen des großen Einfalles 1237-1242 in Ost- und Mitteleuropa ist in diesem Werk offensichtlich. Etwa 30.000 Alanen wurden nach China verschleppt, wo sie sich rasch im militärischen Dienst der Yuan-Dynastie durch Kühnheit hervortaten und dieser bis zum Ende der mongolischen Herrschaft im Reich der Mitte (1368) treu blieben. Die chinesischen Annalen liefern zur Genüge Informationen über glänzende Laufbahnen einiger Mitglieder der alanischen Volksgruppe, insbesondere als Befehlshaber ihrer Landsleute in der kaiserlichen Garde. Diese Quellengattung bietet auch Stoff für die Rekonstruktion alanischer Personennamen, unter denen christliche Namen wie Elias und Nikolaus erkennbar sind.

Ein anderer beträchtlicher Teil der Alanen wurde in entgegengesetzter Richtung deportiert und in der Hügellandschaft zwischen den Ostkarpaten und dem Dnjestr angesiedelt. Als Hilfsvolk dieser Grenzmark der Goldenen Horde, die sich unter der Führung des mongolischen Feldherrn Noghai zu einem gleichsam selbständigen Herrschaftsverband entwickelte und die Einheit der Goldenen Horde im letzten Viertel des 13. Jahrhunderts gefährdete, erlebten die Alanen den Hochflug und den Sturz dieses mongolischen *Hausmeiers* oder *Atabegs* mit. Aus Furcht vor dem Rachezug des siegreichen Khans Tokhtu (1291-1312) flohen viele nach Byzanz, wo sie aber nur kurzzeitig zwischen 1300 und etwa 1320 Aufenthalt fanden: Die Mehrheit der etwa 16.000 kampffähigen Flüchtlinge fiel in Gefechten mit Turkstämmen in Kleinasien (1302-1304), mit Bulgarien und der Katalanischen Kompanie

(1305-1309) – zu erwähnen ist etwa die Schlacht bei Apros 1305. Die ursprüngliche alanische Gemeinde überlebte im Raum der künftigen Moldau trotz dieser hohen Verlusten noch einige Jahrzehnte im 14. Jahrhundert und akkulturalisierte sich an Tataren, Ostslawen und Rumänen.

Die von Alemany herangezogenen Quellen erhellen diesen wichtigen Abschnitt der Alanengeschichte leider nur unzulänglich. Es fehlen beispielsweise der Bericht von Nikephoros Gregoras über die tragische Episode der in Byzanz Eingewanderten sowie die Aussage des Serbenkönigs Stefan Dušan, demzufolge es zwischen den Karpaten und dem Dnjestr um 1330 noch eine alanische Herrschaft (*jaschko gospodstvo*) unter der Oberhoheit der Goldenen Horde gab – ein Herrschaftsverband, der auch in den mamelukischen Chroniken als *Land der Alanen* (*bilad as*) Erwähnung fand. Außer acht bleiben auch die wertvollen Angaben der Atlanten des 14. Jahrhunderts, die nördlich der Donaumündung eine *Alania* und einen *Alanus fluvius* (Pruth [*Prut*], Nebenfluß der Donau) bezeugen. Ebenfalls unberücksichtigt sind die erzählenden, urkundlichen und toponomastischen Quellen der um 1359 auf gleichem Gebiet gegründeten Moldau, die der Rezensent an anderer Stelle eingehend bespricht.²

Andere Gruppen der Alanen flohen fast zeitgleich und wahrscheinlich aus dem gleichen Grund ins mittelalterliche Königreich Ungarn, wo sie 1317 erstmalig durch eine überlieferte schriftliche Quelle belegt sind. Bald danach erhielten sie in einem bestimmten Territorium östlich von Ofen (*Buda*) – in Jazygien (*Jászság*) – von der Krone den Kumanen, Szeklern und Siebenbürger beziehungsweise Zipser Sachsen vergleichbare Privilegien, die sie im Kern bis 1876 bewahren konnten. Die alanische Sprache dieser Gruppe ist bis in das 17. Jahrhundert belegbar und wurde im Verlauf der Jahrhunderte zugunsten der ungarischen aufgegeben. Zu den Alanen/Jazygen im mittelalterlichen Ungarn verwendet Alemany die für das 14. und 15. Jahrhundert überlieferten Quellen.

Trotz der erwähnten kleinen Mängel ist das durch Gelehrsamkeit imponierende Buch Alemanys das viel ersehnte und von nun an unentbehrliche Standardwerk jedwelcher Alanenforschung.

Virgil Ciocîltan

Bukarest

Nyelvrokonaink [Unsere Sprachverwandten]. Szerkesztette NANOVFSZKY, GYÖRGY. Budapest: Teleki László Alapítvány 2000. 541 S., zahlr. farb. Abb., Tab., Kt. = A magyarságtudományi közlemények 25.

Der Band ist die überarbeitete und erweiterte Fassung des 1996 in Budapest und Moskau auf Ungarisch und Russisch erschienenen Werkes „A finnugorok világa“ (*Die Welt der Finnougrier*). Von seinen sieben Kapiteln sind die ersten drei von zentraler wissenschaftlicher Bedeutung. Im ersten werden Herkunft und Geschichte der uralischen Völker behandelt. Die Herkunftsfrage nimmt eine Schlüsselposition innerhalb der Finnougristik ein. Bei der Geschichte der uralischen Völker wird weiterhin unterschieden zwischen finnougriechen und samojedischen Völkern, die in Rußland leben, und den staatenbildenden finnougriechen Völkern. Einen klei-

² Virgil Ciocîltan: Les Alains et la fondation des États roumains. In: *Studia asiatica* 1 (2000) 1-2, 47-76.

nen essayistischen Exkurs bietet Kszenofont *Szanukov* über Vergangenheit und Zukunft der finnougriischen Völker, so auch über den Tribut, den die Bewahrung der kleinen Sprache der Finnougrier von ihren jeweiligen Sprechern fordert. Das Kapitel über die uralischen Sprachen ist klassisch unterteilt: Es beginnt mit einer Einleitung über die uralische Sprachfamilie und setzt sich mit Aufsätzen über die finnougriischen sowie samojedischen Sprachen fort. Die meisten Beiträge des dritten Kapitels über die Literatur der uralischen Völker stammen von Péter *Domokos*. Abschließend werden finnougriische und samojedische Autoren, die im Lexikon der Weltliteratur stehen, nach Ländern genannt. Das vierte Kapitel handelt von den jüngsten Ereignissen in der Welt der Finnougrier, wobei neben einer Aufzählung und Beschreibung von kulturellen und wissenschaftlichen Veranstaltungen die neuesten rechtlichen Vereinbarungen zwischen Rußland und Ungarn hinsichtlich der Möglichkeiten der Förderung der kleinen finnougriischen Völker vorgestellt werden. Das fünfte Kapitel stellt jüngste statistische und demographische Daten zur Verfügung, unter anderen die Bevölkerungszahlen und die Siedlungslandschaften der einzelnen uralischen Gruppen sowie eine Auflistung bedeutenderer Forscher der Finnougriistik/Uralistik. Im nächsten Kapitel stellt der Ethnologe Gábor *Zaicz* die wichtigste Fachliteratur der Uralistik mit einer knappen Beschreibung des Forschungsstandes dar. Im Anhang findet der Leser die Hymnen der uralischen Völker, samt Flaggen und Wappen, außerdem eine Reihe von Bildern etwa aus den Lebenswelten der finnougriischen Völkerfamilie.

Dieses repräsentativ gestaltete Werk bereitet klassische Themen seines Faches teilweise populärwissenschaftlich auf. So ermöglicht er einen Einstieg in die Finnougriistik/Uralistik, aber auch in die Welt der Finnougrier. Inhaltlich bietet er aber wenig neues gegenüber anderen einschlägigen Handbüchern sowie dem erwähnten Vorgängerband. Allerdings gibt es zu den meisten seiner Themen kaum neue Forschungsergebnisse. Das von Péter *Domokos* und Júlia H. *Laborc* zusammengestellte Forscherverzeichnis weist Lücken auf. Beispielsweise fehlen die Namen der Inhaberinnen finnougriistisch/uralistischer Lehrstühle in Wien und München (Johanna Laakso beziehungsweise Ingrid Schellbach-Kopra und, seit 2001, Elena Skribnik), aber auch weiterer Lehrstuhlmitarbeiter in Deutschland und Finnland. Die Redaktion hat nicht wenige Satzfehler übersehen, Seitenzahlen und Zuordnungen stimmen nicht immer überein (siehe zum Beispiel die Abschnitte über die livische Sprache [S. 225/223] und die wotische Sprache [S. 223/227]), und die Schreibweise der Namen läßt die durchgehende Konsequenz vermissen. Positiv zu vermerken ist hingegen, daß wohl infolge der Praxisnähe des Herausgebers, der mehrere Jahre ungarischer Botschafter in Moskau war, auf den aktuellen Status der finnougriischen und samojedischen Völker in Rußland und die Beziehungen der Republik Ungarn zur russischen Föderation viel Wert gelegt wird.

HAMZA, GÁBOR: *Az európai magánjog fejlődése. A modern magánjogi rendszerek kialakulása a római jogi hagyományok alapján* [Die Entwicklung des europäischen Privatrechts. Die Herausbildung der modernen privatrechtlichen Systeme aufgrund der römisch-rechtlichen Tradition]. Budapest: Nemzeti Tankönyvkiadó 2002. 362 S.

Für die Rechtskulturen Ostmitteleuropas ist das römische Recht von ebenso großer Bedeutung wie für Deutschland, Frankreich oder Italien. Es ist eine der Wurzeln des modernen Rechts. Die *Rückkehr nach Europa*, die 1989 möglich wurde, bedeutete daher auch die Möglichkeit, sich wieder mit dem römischen Recht auseinanderzusetzen. Angesichts eines wieder erstehenden *ius commune*, einer das nationale Recht überwölbenden Privatrechtseinheit im europäischen Rahmen, gewinnt diese Wurzel an immer größerer Aktualität.

Freilich war in Ungarn die Beschäftigung mit dem römischen Recht auch zu sozialistischen Zeiten nie ganz zum Erliegen gekommen. Solange die obligatorischen ideologischen Tribute in Gestalt der Verdammung der Sklavenhaltung und eines mehr oder weniger passenden Zitats aus den sozialistischen Klassikern geleistet wurden, war eine recht objektive Befassung mit diesem Thema gestattet. Nichtsdestoweniger bedeutete auch für die Rechtsgeschichte die *Rückkehr nach Europa* die Rückkehr in eine gemeineuropäische Normalität des Wissenschaftsbetriebes.

In diesem Zusammenhang ist das vorliegende Werk zu sehen. Der Budapester Universitätsprofessor Gábor Hamza, einer der bedeutendsten und produktivsten, komparatistisch ausgerichteten Rechtshistoriker Ungarns, legt eine Gesamtschau der Entwicklung des römischen Privatrechtsdenkens von der Antike bis in die Neuzeit vor. Hierzu gliedert er den Stoff in vier Kapitel. Das erste geht recht kurz auf den Stand des römischen Privatrechts am Ende der Antike ein. Im Mittelpunkt steht die Kodifikation Justinians als Ausgangspunkt der weiteren Entwicklung in Europa, der aller weiteren Auseinandersetzung mit dem römischen Recht als Basis gedient hat. Das zweite Kapitel hat die mittelalterliche Entwicklung zum Inhalt. Nach einem kurzen Überblick der Wirkungszusammenhänge zwischen dem Justinianschen Kodex und dem *ius commune*, dem kanonischen Recht mit seinen römisch-rechtlichen Wurzeln und dem weiteren byzantinischen Recht folgen Länderberichte über die einzelnen Staaten und Regionen in Europa. Italien, Frankreich, die iberische Halbinsel, das Heilige Römische Reich, Polen-Litauen, Ungarn, England und Wales, Schottland, Skandinavien, die Balkanstaaten und Rußland werden jeweils kurz in ihrer mittelalterlichen Struktur mit dem römischen Recht dargestellt.

Der inhaltliche Schwerpunkt liegt auf der Entwicklung und Kodifikation des römischen Privatrechts in der Neuzeit, die das dritte Kapitel bilden. Darin zeigt Hamza, wie sich aus der frühneuzeitlichen Wissenschaft und Praxis des römischen Rechts das moderne Privatrecht herausgebildet hat. Auch hier folgt nach einem kurzen Überblick eine Darstellung in Länderkapiteln. Es werden auch kleinen und kleinsten Rechtsgebieten wie Monaco, den Kanalinseln oder Bessarabien eigene Kapitel gewidmet. Umfangreichere Darstellungen finden sich vor allem zu Deutschland, Österreich, der Schweiz, Frankreich, Ungarn und Rußland (vor und nach 1917 sowie nach 1991). Ein viertes Kapitel untersucht, inwieweit das römische Privatrecht außerhalb Europas heimisch geworden ist.

Insgesamt entsteht auf diese Weise ein Gesamtbild des römischen Privatrechts in Europa und der Welt, wie es sich ab dem Ende der Antike entwickelt hat. Nicht

zuletzt die Einbettung Ungarns in diese gesamteuropäischen Prozesse wird dadurch deutlich. Ungünstig wirkt sich allerdings die Aufspaltung in Länderberichte aus. Hierdurch geht das Gefühl für die Zusammenhänge verloren, denn viele Prozesse waren gemeineuropäische und nicht nationale Vorgänge. Außerdem zwingt es den Autor immer wieder, parallele Vorgänge in unterschiedlichen Ländern mehrfach zu beschreiben. Hierdurch geht wertvoller Platz verloren, der für weitergehende Informationen nicht mehr zur Verfügung steht.

Überhaupt leidet das Buch an einer Überfülle von Stoff. Es wäre vielleicht besser gewesen, die zahlreichen Länderberichte zu den kleinen Rechtsgebieten zu streichen, denn auf ein oder zwei Seiten läßt sich keine Epoche auch nur in Stichworten skizzieren, selbst in San Marino oder Makedonien nicht. Für die größeren Länder stehen angesichts der Vielzahl der kleinen behandelten Rechtsgebiete nur noch jeweils acht bis zehn Seiten zur Verfügung, was ebenfalls nicht ausreicht, um alle relevanten Entwicklungen auch nur anzudeuten. Ein Verzicht auf Länderberichte und eine Zusammenfassung des Stoffes zu Regionen hätten möglicherweise die Systematik der Darstellung verbessern und die Informationsdichte erhöhen können.

Ungeachtet dieser Kritik ist das Werk ein wertvoller Beitrag zur Geschichte des römischen Privatrechtsdenkens und seiner Wirkungsgeschichte in Europa. Es lenkt die Aufmerksamkeit des Lesers auf Faktoren, die heute noch immer oder schon wieder von praktischer Bedeutung sind. Mit diesem gesamteuropäischen Überblick ist die ungarische Rechtsgeschichte endgültig *nach Europa zurückgekehrt*.

Herbert Küpper

München

Die Konstruktion der Vergangenheit. Geschichtsdenken, Traditionsbildung und Selbstdarstellung im frühneuzeitlichen Ostmitteleuropa. Herausgegeben von BAHLCKE, JOACHIM – STROHMEYER, ARNO. Berlin: Duncker & Humblot 2002. 364 S. = Zeitschrift für historische Forschung, Beiheft 29.

Der Sammelband vereinigt einen Teil der Referate, die auf der gleichnamigen Tagung im Oktober 1999 in Leipzig gehalten wurden. Thematisch umfaßt er vier Schwerpunkte: Historiographie in Ostmitteleuropa, adlige Erinnerungskulturen, städtische Geschichtsschreibung sowie kirchliche Erinnerungspolitik. Eine Reihe von Aufsätzen beschäftigt sich mit dem nördlichen Teil der Region (Livland, Polen, Preußen). Es ist den Herausgebern ein Anliegen, durch Fallstudien ein Fundament für überregionale komparatistische Analysen zu schaffen (S. 13-14). Der Rezensent geht hier auf die Artikel mit einem Bezug zu Ungarn ein.

Norbert *Kersken* behandelt die Entwicklung der Geschichtsschreibung Ostmitteleuropas in der frühen Neuzeit. Sehr zu begrüßen ist seine grenzüberschreitende Sichtweise auf die Entwicklung der Historiographie in den verschiedenen Gebieten Ostmitteleuropas, wobei das Untersuchungsgebiet mit Livland im Nordosten, Siebenbürgen im Südosten und Böhmen im Westen abgesteckt ist. Diese Perspektive ermöglicht es, parallele Entwicklungen in den einzelnen Gebieten zu identifizieren. Dazu zählen im Reformationszeitalter das Auftreten einer protestantischen Universalgeschichtsschreibung oder die Beliebtheit der National- und Landesgeschichtsschreibung, die auf dem Gebiet des historischen Ungarn, vor allem in Oberungarn und Siebenbürgen, gepflegt wurde. Ebenfalls Siebenbürgen war das Zentrum der

Geschichtsschreibung in der Volkssprache sowie der Zeitgeschichtsschreibung, die sich auch in den anderen untersuchten Ländern beobachten ließ. Die Führungsrolle Siebenbürgens in der ungarischen Historiographie blieb auch im 17. Jahrhundert bestehen. Insgesamt bietet der Verfasser einen sehr informativen Überblick über die Gemeinsamkeiten und Unterschiede der Entwicklung der Geschichtsschreibung in der untersuchten Region.

Arno *Strohmeyer* untersucht in seinem methodisch überzeugenden Aufsatz die Bedeutung, die das *alte Herkommen* im politischen Denken der niederösterreichischen Stände im Zeitalter der Konfessionskonflikte hatte. Sein Untersuchungsobjekt sind die Huldigungen, die nicht nur die Übertragung der Herrschaftsrechte durch die Landschaft auf den neuen Landesfürsten symbolisierten, sondern umgekehrt diesen auch mit Rechten und Pflichten ausstatteten. Somit stellten sie ein zentrales Element der Herrschaftslegitimation dar. Ausführlich präsentiert der Verfasser die Huldigungen im Zeitraum von etwa 1570 bis 1630 anhand von drei Fallstudien. Er zeigt minutiös auf, wie sich die Semantik und die Funktionalität des *alten Herkommens*, das grundsätzlich als Element des politischen Systems von allen Seiten akzeptiert wurde, wandelte beziehungsweise verengte. Allein der konkrete Inhalt bildete den Gegenstand für Dispute zwischen dem Landesherrn und der Ständeopposition. Strohmeyer stellt fest, daß der Rückbezug auf das *alte Herkommen* nicht als Konservativismus verstanden werden dürfe. Er diene dazu, die gegenwärtigen Bedürfnisse in die Vergangenheit zu projizieren, um diese für die eigenen Zwecke nutzbar zu machen. Dem Landesherrn gelang es, die von den Ständen mit dem *alten Herkommen* verbundenen Rechte auszuhöhlen, also die *Vergangenheit zu disziplinieren*. Bei formalem Festhalten an althergebrachten Formen wurde der Inhalt angepaßt, wobei Präzedenzfälle als formaler Vorwand dazu dienten – die Anleihen an Max Webers Herrschaftstheorie sind hier unverkennbar. In einem größeren Rahmen erkennt Strohmeyer einen Schritt in Richtung der politischen Modernisierung, trug der Bedeutungsverlust des *alten Herkommens* doch zur Entstehung eines adelsunabhängigen politischen Systems und einer Stärkung der Zentralmacht bei, indem ein Paradigmenwechsel von einer Legitimation durch Tradition hin zu einer Legitimation durch Verfahren stattfand.

István *Hiller* widmet sich der Traditionsbildung und der politischen Praxis der Familie Esterházy im 17. und 18. Jahrhundert, deren Aufstieg zu einem der bedeutendsten Magnatengeschlechter Ungarns am Ausgang des 16. Jahrhunderts begonnen hatte. Das Andenken an die Familienmitglieder wurde instrumentalisiert, um den Ruhm des Geschlechtes zu vermehren. Ein weiteres Element, das für die Zwecke der Traditionsbildung in Anspruch genommen wurde, war der Einsatz von Familienangehörigen im Kampf gegen die Osmanen. Die Mitglieder der Familie waren solcherart nicht nur in der Traditionsbildung aktiv, sie stellten zugleich das Objekt dieses Prozesses dar.

Joachim *Bahlcke* schließlich stellt die Geschichtsbilder, Erinnerung und Politik beim höheren Klerus Ungarns im späten 17. und 18. Jahrhundert in den Mittelpunkt seiner Betrachtungen. Sein Ausgangspunkt sind die Umbrüche um das Jahr 1700. Mit der Erfassung der einstigen kirchlichen Verhältnisse in den von den Osmanen zurückeroberten Gebieten bildete sich eine eigenständige katholische Kirchengeschichtsschreibung heraus. Mit der Reformpolitik in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts begann die Kirche, sich als Hüterin des ungarischen Selbstwertgefühles auch über die Brüche der Türkenzeit hinweg zu empfehlen.

Insgesamt zeigen diese wie auch die übrigen Artikel Wege interdisziplinärer Forschungen über die frühneuzeitliche Geschichte Ostmitteleuropas auf. Die Palette reicht von Lokalstudien bis zu länderübergreifenden Vergleichen. Das Nebeneinander dieser verschiedenen Ebenen schafft ein Gleichgewicht zwischen einer makrohistorischen Sichtweise, welche die großen Strukturen in den Vordergrund stellt, und der mikrohistorischen Perspektive, die exemplarisch die einzelnen Ausprägungsformen in den Vordergrund rückt. Gewinnbringend gerade auch im Hinblick auf weitere Forschungen ist die Vielfalt der methodischen Ansätze, die ein reichhaltiges Bild von der Historiographie und der Erinnerungspolitik im frühneuzeitlichen Ostmitteleuropa zu vermitteln vermögen.

Daniel Ursprung

Zürich

Grundbegriffe und Autoren ostmitteleuropäischer Exilliteraturen 1945-1989. Ein Beitrag zur Systematisierung und Typologisierung von BEHRING, EVA [†] – BRANDT, JULIANE – DÓZSAI, MÓNIKA – KLIEMS, ALFRUN – RICHTER, LUDWIG – TREPTE, HANS-CHRISTIAN. Herausgegeben von BEHRING, EVA – KLIEMS, ALFRUN – TREPTE, HANS-CHRISTIAN. Stuttgart: Steiner 2004. 747 S. = Forschungen zur Geschichte und Kultur des östlichen Mitteleuropa 20.

Ein so stattlicher und informationsreicher Sammelband nötigt Respekt ab. Wenn es sich darum handelt, typologische und systematische Modelle für ein schwer überschaubares Literaturangebot zu erstellen, gilt dies um so mehr. Die Kapitelanordnung steigert die Erwartungen, denn nach einer Begriffsbestimmung des ostmitteleuropäischen Literaturexils 1945-1989 folgt ein Kapitel über die Exilländer, ein weiteres über die „Kulturelle Kommunikation, eine Bedingung des Exildaseins“, über „Dissens und seine Literatur“, über „Kulturelle Identität. Zwischen Selbstbehauptung und Akkulturation“, über den Sprachenwechsel, über Heimatkonzepte, über den Paradigmenwechsel in der Schreibstrategie, über „Wertebildung und Kanonisierung in der enzyklopädischen Literatur und in den literaturbetrachtenden Gattungen“, schließlich über „Integration und Reintegration. Widersprüchliche Prozesse des Zusammenwachsens von Exil, Dissens und ‚offizieller‘ Literatur“, außerdem zuletzt eine Bibliographie sowie biobibliographische Notizen.

Das alles beeindruckt, und wenn im Kapitelinnern jedes neue Problem mit einer Summe von Beispielen aus den einzelnen Exilliteraturen belegt wird (die Reihenfolge der Länder bleibt gleich), scheint eine gute Vergleichsbasis gegeben, die den erwarteten komparatistischen Aufschluß über die Entwicklungsvielfalt und die typologischen Übereinstimmungen vermitteln kann.

Aber Fülle allein ist nicht immer eine bleibende Lösung. Schon die semantische Klärung des Begriffs *Exilliteratur* erweist sich als überaus schwierig, und innerhalb der einzelnen Länder – behandelt werden Polen, die Tschechoslowakei (getrennt: tschechische und slowakische Literatur), Ungarn, Rumänien (und wenn schon Rumänien zu Ostmitteleuropa gehört, weshalb nicht auch Jugoslawien?) – werden die unterschiedlichen Exilwellen und Exilsituationen meist nicht einmal angedeutet, denn für Ungarn gab es nicht allein die Emigration der Revolutionäre von 1848/1849 und die der Kommunisten von 1919, sondern nach 1945, nach 1956 und auch in den 1970er Jahren zahlreiche Ausgangspunkte, dazu meist recht komplizierte Prozesse, die mit Exil und Migration in Zusammenhang stehen, ebenso Ein-

zelschicksale, die sich nicht ohne weiteres einordnen lassen. Auch für Rumänien gab es nicht bloß 1848 Revolutionäre, die das rumänische Altreich verließen, sondern ebenso Exilwellen nach 1918 (oder nach 1920) oder nach dem Legionärsputsch 1941. Es gibt zweifellos das Ovid-Paradigma, aber es gab auch das Exil der dreißiger Jahre (damals kehrten manche Autoren aus Rumänien in ihr Geburtsland zurück, auch wenn dort keinesfalls demokratische Verhältnisse herrschten), das ebenso wie die Nachkriegsvoraussetzungen (Emigration von Rechtsextremen, von ehemaligen Kommunisten, von bürgerlichen Politikern) zumindest mit den in diesem Sammelband behandelten Exilfragen verglichen werden müßte. Ähnliches gilt für die aus Übersee nach Europa emigrierten Autoren und für die durch Arbeitsmigration Entwurzelten in Westeuropa. Schließlich gab es nach 1945 auch die Emigration in die DDR, die hier ausgespart wird (Vilmos Korn aus der Batschka wurde in der DDR zum beliebten Jugendschriftsteller!). Ein Vergleich mit emigrierten DDR-Autoren (Wolf Biermann, Reiner Kunze), eventuell auch mit deutschen Schriftstellern aus der Sowjetunion oder Rumänien (sofern sie sich als politische Exilanten verstanden wie etwa Herta Müller und Richard Wagner), wäre zweifellos ebenfalls sinnvoll gewesen.

Sieht man sich die Präsentation der Exilländer an, stellen sich weitere Zweifel ein. Österreich wird als Erbe der Habsburgermonarchie deklariert und als Aufenthalts- und Durchgangsland präsentiert, meist für die tschechischen und slowakischen Schriftsteller. Daß in Österreich in Presse und in den Medien zahlreiche Magyaren und ungarische Juden überregional wirksam sind, wird nicht erwähnt. Auch werden die unmittelbaren Folgen des Ungarnaufstandes 1956, die in Österreich aus nächster Nähe rezipiert, und deren Leidtragende oft problemlos ins Kulturleben der Alpenrepublik integriert wurden, nicht näher betrachtet (siehe etwa die wichtige Funktion der in Eisenstadt gegründeten Zeitschrift „Pannonia“, ebenso die der Internationalen Lenau-Gesellschaft). Ziehen wir in Betracht, wie komplex die Darstellung der einzelnen Exilländer in der seinerzeit ebenfalls in Leipzig erschienenen siebenbändigen Dokumentation „Deutsche Exilliteratur“ war, so ist der Unterschied leicht zu ermessen. Der Wandel der Aufnahmebedingungen aufgrund politischer Veränderungen kann in diesem Fall in den verknüpften Länderdarstellungen nicht berücksichtigt werden.

Die vom Leser problemlos erstellbaren Längsschnitte für die einzelnen Exilliteraturen sind allerdings dort unzulänglich, wo die Querverbindungen zwischen den einzelnen Exilliteraturen sich in den arithmetischen Reihen nicht einstellen, wo auch in Einzelfällen nicht die identitätsstützende Hilfe der neueren Exilautoren durch die älteren beziehungsweise die Konfrontation innerhalb der Exilgruppen erkennbar wird, die auf jeden Fall zum Modell von Exilerfahrungen gehört.

Hinzu kommen die Disparitäten bei der Darstellung. Beispielsweise fällt der Überblick über die Zeitschriften und Institutionen des rumänischen Exils in der Bundesrepublik Deutschland recht ausführlich aus (zum ersten Mal überhaupt wird die Münchner Zeitschrift ‚Revista scriitorilor români‘ [*Zeitschrift rumänischer Schriftsteller*] eingehend gewürdigt, auch wenn ihre Beziehungen zu den Einrichtungen und Publikationen der unierten Kirche sowie von Octavian Bârlea nicht herausgearbeitet sind; ebenso fehlen die wichtigen Publikationsvorhaben der Freiburger Rumänischen Bibliothek). Der Anteil ungarischer Exilpublikationen und -einrichtungen ist dagegen mehr als bescheiden. Wie denn auch insgesamt auffällt, daß im Falle Ungarns im ersten Teil des Buches meist Sándor Márai als Beispielfall erhalten muß und noch häufiger zitiert wird als Mircea Eliade und Dumitru Țe-

peneag bei den Exilrumänen. Die quantitative Einschränkung auf wenige Autoren (im Falle Ungarns fast ausschließlich auf Márai) wird der Vielfalt nicht gerecht, verhindert deshalb auch eine adäquate Modellierung. Daß man in ungarischer Hinsicht weder einen Károly Kerényi, der seit den vierziger Jahren in der Schweiz lebte und sich – außer für die griechische Antike – für ungarische Gegenwartsliteratur engagierte (er wird auf S. 609 einmal innerhalb einer Namensreihe erwähnt!) noch einen Arnold Hauser in Betracht zieht, daß man auch die Nachsechsfünfiger und ihren Wirkungsradius zu wenig beachtet, daß man in den siebziger und achtziger Jahren das Phänomen György Konrád oder György Dalos (diese Autoren verlegten ihren Wohn- und Arbeitsplatz nach Deutschland) nicht mit in die Beziehungsvielfalt Exil–Exilland/kultur mit einbezieht und auch nicht über die noch vor 1989 erfolgte Öffnung des Buchmarktes in Ungarn für die ehemaligen oder Noch-Exilautoren diskutiert, ist auf jeden Fall erstaunlich. Das Bild des polnischen und tschechischen Literaturexils erscheint dagegen deutlich differenzierter und realitätsnäher, seine Informationsbasis ist um einiges reichhaltiger.

Eine Typologisierung des Sprachenwechsels ist nicht möglich, ergibt das – allerdings sehr ergänzungsbedürftige – diesbezügliche Kapitel. Auch die Überlegungen zu spezifischen Literaturgattungen oder Themen des Exils ist nur dann relevant, wenn die gleichzeitige Entwicklung der jeweiligen Nationalkultur im Exilland zum Vergleich herangezogen und auch frühere Exilzeiten und deren gattungsspezifische Auswirkungen berücksichtigt wird.

Diese kritische Diskussion, deren Ausgangspunkt Anregungen aus dem reichen Angebot des vorgelegten Buches über das literarische Exil aus Ostmitteleuropa sind, ließe sich fortsetzen. Dabei sollte allerdings der Anschein vermieden werden, daß der gesamte Inhalt nur durch die Linse der Kritik zu betrachten ist. Aber Anregungen vermitteln Fragen für Überlegungen, was noch hätte geleistet werden können. Deshalb ist es ein Verdienst dieser Publikation, eine Auseinandersetzung über die Problemvielfalt im Spannungsfeld zwischen nationaler Literatur und internationalen Exilangeboten begonnen zu haben, die wichtige Grundlagen für diese Diskussionen zur Verfügung stellt.

Horst Fassel

Tübingen

Die politischen Systeme Osteuropas. Herausgegeben von ISMAYR, WOLFGANG, unter Mitarbeit von SOLDNER, MARKUS – RICHTER, SOLVEIG. 2., aktualisierte und überarbeitete Auflage. Opladen: Leske + Budrich 2004. 966 S., zahlr. Tab., Kt.

Die zweite Auflage des erstmals 2002 erschienenen Sammelbandes führt die systematische Darstellung aller politischen Systeme Osteuropas in 21 Aufsätzen sowie einer vergleichenden Analyse bis zu den Entwicklungen Ende 2003 fort. Außer dem vergleichenden Artikel des Herausgebers besteht der Band nur aus Länderartikeln sowie einem nachgeschalteten ausführlichen Inhaltsverzeichnis, einem Tabellen- und Abbildungsverzeichnis, das einen schnellen Zugriff auf die Angaben in den jeweiligen Länderbeiträgen gewährleistet, schließlich ein Autorenverzeichnis.

Im Hinblick auf die inhaltliche Struktur fällt zunächst die regionale, also nicht alphabetische Zusammenstellung der Aufsätze auf. Da es jedoch weder regionsübergreifende Beiträge noch andersartige gemeinsame Klammern gibt, erschließt sich der Sinn der regionalen Anordnung nicht – auch nicht nach der Lektüre des

Vorworts, in dem lediglich auf den ebenfalls von Wolfgang Ismayr herausgegebenen Westeuropa-Band¹ hingewiesen wird. Weiterhin findet der Leser Artikel, die er in einem Band, der *Osteuropa* im Titel trägt, nicht erwarten würde, so zu den politischen Systemen der Türkei (Christian Rumpf – Udo Steinbach) und Zyperns (Peter A. Zervakis). Das Vorwort erklärt nicht, warum diese in den Band mit aufgenommen wurden. Auch wenn man davon ausgeht, daß ein regionaler Ansatz mit einem sehr großzügig gefaßten Osteuropa-Begriff zugrunde gelegt wurde, fällt eine Inkonsistenz auf: Ein Beitrag zum politischen System Griechenlands fehlt, dieser findet sich im Westeuropa-Band des Herausgebers. Offensichtlich ist der Konzeption ein mittlerweile veralteter und politisch motivierter Osteuropa-Begriff zugrunde gelegt, der sich – von Zypern und der Türkei abgesehen – aus der ideologischen Abgrenzung zwischen Ost und West in der Ära des Kalten Krieges speist. Dies ist gerade im Jahr des Beitritts von neun in diesem Band behandelten Staaten zur Europäischen Union nicht mehr nachvollziehbar.

Gut umgesetzt wurde die ähnliche Struktur der Beiträge – mit der verständlichen Ausnahme Jugoslawiens und Bosnien-Herzegowinas. Die weitgehende strukturelle Übereinstimmung nicht nur innerhalb des Bandes, sondern auch im Vergleich zum Westeuropa-Band, ermöglicht dem Leser den schnellen und direkten Vergleich der politischen Systeme der einzelnen Staaten. Auch die einleitende Analyse, die zentrale Strukturmerkmale und Entwicklungsprozesse in den einzelnen Staaten zusammenfaßt und Bezüge zu westeuropäischen Systemen herstellt, ist sehr hilfreich für den Einstieg in die Thematik. Die Länderbeiträge sind gegliedert nach Staatsbildung und Staatstransformation, Verfassungsentwicklung und Verfassungsprinzipien, Staatspräsidium, Parlament, Regierung und Verwaltung, Gesetzgebungsprozeß, Wahlsystem und Wählerverhalten, Parteiensystem und innerparteiliche Willensbildung, Interessenverbände und Interessenvermittlung, Massenmedien, politische und kulturpolitische Partizipation, Rechtssystem und Verfassungsgerichtsbarkeit, Regional- und Kommunalpolitik, internationale Beziehungen und Europapolitik. Damit werden alle systembegründende Merkmale angesprochen. Der Rezensent hätte sich aber auch ein Kapitel gewünscht, das die länderspezifischen Probleme darstellt, die zwar außerhalb der systemaren Klassifikationen liegen, diese aber dennoch beeinflussen können. Ein solches Beispiel sind nationale Minderheiten, die in fast allen behandelten Staaten das politische System auch jenseits der Parteien- und Willensbildung charakterisieren. Die Analyse der einzelnen Beiträge bekannter Fachleute der Osteuropaforschung muß an dieser Stelle aus Raumgründen unterbleiben, hervorgehoben werden sollen exemplarisch die Beiträge zu Ungarn und Rumänien.

Der Länderartikel zu Ungarn stammen von András Körösenyi und Gábor G. Fodor. Erstgenannter ist Professor für Politikwissenschaft an der Eötvös-Lóránd-Universität zu Budapest, mit zahlreichen Publikationen ausgewiesener Fachmann auf dem Gebiet der politischen Systemlehre. Der Mitverfasser ist Doktorand am Fachbereich Politikwissenschaft der gleichen Universität und wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Politikwissenschaft der Ungarischen Akademie der Wissenschaften. Ihr fundierter und mit 50 Seiten sehr umfangreicher Artikel wird mit einer kurzen Einführung in den Übergang vom Kommunismus zur Demokratie eingeleitet und skizziert auch die Entwicklungslinien vom Ende des Zweiten Weltkrieges bis zur Systemtransformation. Die Verhandlungsbereitschaft der politi-

¹ *Die politischen Systeme Westeuropas*. Hgg. Wolfgang Ismayr [u. a.]. Opladen 2002.

schen Akteure während des Übergangs zur Demokratie verdeutlichen die Verfasser anhand der Verfassungsentwicklung und der Verfassungsprinzipien. Sie spiegelte sich in der formalen verfassungsrechtlichen Kontinuität wider, da die *alte* Verfassung von 1949 nicht durch eine neue abgelöst, sondern durch zwei Novellen von 1989 und 1990 wesentlich umgestaltet wurde. Die Analyse der Verfassung und ihrer Besonderheiten verdeutlicht die relativ starke Trennung der Staatsgewalten. Die Funktion und Stellung des vom Parlament auf fünf Jahre gewählten Staatspräsidenten, der Nationalversammlung sowie der nach dem Kollegialprinzip gebildeten Regierung werden anhand von Daten und Fallbeispielen aus den vergangenen anderthalb Jahrzehnten veranschaulicht. Eine auch tabellarisch präsentierte Beschreibung des Gesetzgebungsprozesses und des Wahlsystems ergänzt diejenige des politischen Systems. Auch die übrigen relevanten Politikbereiche werden detailliert und mit tabellarischem und graphisch aufbereitetem Datenmaterial behandelt. Dabei gehen die Verfasser nicht nur rein deskriptiv vor, sondern setzen sich mit ausgewählten Problemen der letzten Jahre analytisch auseinander. Ein knappes Kapitel über internationale Beziehungen und Europapolitik sowie ein ausführliches Literaturverzeichnis, das Veröffentlichungen in deutscher, ungarischer und englischer Sprache sowie Internetadressen enthält, runden den informativen Beitrag ab.

Anneli Ute Gabanyi, Verfasserin des Beitrags zu Rumänien, ist wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Stiftung Wissenschaft und Politik in Berlin. Wie der Online-Ausgabe der ‚Siebenbürgischen Zeitung‘ vom 30. Januar 2004 zu entnehmen ist, wurde sie am 20. Januar 2004 vom rumänischen Staatspräsidenten Ion Iliescu in Anerkennung ihres konstanten Engagements für Rumänien mit dem *Nationalen Orden für treue Verdienste im Offiziersrang* ausgezeichnet. Ihr betont deskriptiver Artikel handelt alle wichtigen Punkte des rumänischen politischen Systems ab und folgt eng den gesetzlichen Bestimmungen, die das Land charakterisieren. Analytische oder wertende Urteile gibt Gabanyi kaum ab, obwohl sie an manchen Stellen angebracht wären. So hält sie beispielsweise bei der Frage der Amtszeiten des Staatspräsidenten fest, daß die Verfassung einem Kandidaten zwei Amtszeiten gestattet (S. 561). Die darauffolgende Tabelle (S. 563) zu den Staatspräsidenten Rumäniens nach 1989 führt Iliescu dreimal in diesem Amt an. Da hierfür eine Erklärung fehlt, bleiben die Eigenarten im Transformationsverlauf des rumänischen politischen Systems im Verborgenen. Das Fehlen von Kommentaren zeichnet das Bild vom Gegenstand auch in anderen Zusammenhängen weich, wie ein Beispiel zum Gesetzgebungsprozeß verdeutlicht. Zurecht erwähnt werden die Übertragung der Rechtssetzungsbefugnis vom Parlament auf die Regierung und die damit verbundenen Verzerrungen und Störungen des Gesetzgebungsprozesses sowie die rechtliche Instabilität. Was diese Situation für die innere Entwicklung und die politische Kultur bedeutete, wird jedoch viel zu wenig erläutert. Ebenso kommt die häufige Zusammenarbeit der Regierungen – und auch Iliescus – mit den nationalistischen Parteien zu kurz. Sie wird zwar erwähnt, aber wiederum nicht in einen politischen Entwicklungskontext gestellt, der ein erhellendes Licht auf die rumänische Politik hätte werfen können.

Gabanyi weist bei ihrer guten Beschreibung des Parteiensystems auf dessen »Geburtsfehler« nach der Wende hin (S. 579). Warum 2003 der Registrierung von Regionalparteien ein Riegel vorgeschoben wurde, erläutert sie aber nicht. Der Grund ist in der überaus zentralistischen Struktur Rumäniens, aber auch auf der nationalpolitischen Ebene zu suchen, auf der Bukarest mit Blick vor allem auf die

ungarische Minderheit jedwede Regionalisierung ablehnt. Die Minderheitenparteien werden in diesem Abschnitt weit unter ihrem systempolitischen Stellenwert behandelt.

Die einzelnen Elemente des rumänischen Systems sind gut dargestellt und mit den rumänischen Bezeichnungen ergänzt. So erschließt sich dem Leser der Anspruch des politischen Systems selbst. Diejenigen aber, die jenseits der rein deskriptiven Aufzählung von systemaren Kennzeichen mehr über die wirkliche Funktionsweise, also die breitere Realität des rumänischen Systems erfahren möchten, sollten nach der Lektüre dieses Aufsatzes beispielsweise die regelmäßigen Berichte über die Fortschritte Rumäniens auf dem Weg in die Europäische Union zur Hand nehmen. In diesen werden zahlreiche systemimmanente Probleme, die Rumäniens Beitrittsverhandlungen überschatten, ausführlich diskutiert und damit das Spannungsfeld zwischen Anspruch und Wirklichkeit in vielen Bereichen aufgezeigt. Aufschlußreich ist auch das Literaturverzeichnis, das ohne Internetadressen insgesamt 69 Einträge enthält – darunter 24 Titel von Gabanyi selbst. Dies zeugt von einem gewissen Fleiß, aber auch von einer Tendenz zur quantitativen Monopolisierung der zeitgeschichtlichen und politologischen Rumänienforschung im deutschen Sprachraum.

Ralf Thomas Göllner

München

Romania and Moldova. Edited by WILLIAMS, NICOLA – WILDMAN, KIM. Singapore: Lonely Planet Publications 2001. 2. Aufl., 432 S., zahlr. Kt., Abb.

Die schönsten Erinnerungen an Reisen sind jene, die man unerwarteten und plötzlichen Ereignissen verdankt. Doch ist ein Reiseführer, gerade wenn es sich um den „Lonely Planet“ handelt, recht nützlich, um dem Zufall etwas nachzuhelfen. In den letzten Jahren boomt die Sparte der Reise- und Ratgeberliteratur und der Leser ist froh, wenn er auf bewährte Marken zurückgreifen kann. Gerade Bildungsreisende, die dem *Sightseeing*-Tourismus nichts abgewinnen können, benötigen für ihre Entdeckungen auf eigene Faust einen genauen Reiseführer. Er muß sowohl Informationen zu sehenswerten Orten enthalten als auch über die Geschichte des Landes berichten, zusätzlich über preiswerte Unterkunftsmöglichkeiten oder Restaurants Auskunft geben. Die Ansprüche sind hoch. Das australische Verlagshaus Lonely Planet bemüht sich seit Mitte der 1970er Jahre, die umfassendsten und aktuellsten Reiseführer auf den Markt zu bringen. Das Format der Bücher ist einfach und bestechend: Einer Einführung über Lage und Situation des Landes folgen Hintergrundinformationen über Einreiseformalitäten bis hin zum Wetter. Anschließend werden die Regionen mit ihren Sehenswürdigkeiten abgehandelt, wobei jedem Ort Angaben über Unterkunftsmöglichkeiten, Unterhaltung und öffentlichen Verkehr beigelegt werden.

Vor kurzem erschien eine Neuauflage des Reiseführers zu Rumänien und Moldavien, der umgearbeitet und mit neuen Photos ausgestattet wurde. Die Kapitel aufteilung orientiert sich an den historischen Regionen. Neben der Hauptstadt Bukarest werden die alten Fürstentümer Walachei und Moldau abgehandelt, ebenso wie die Nord-Dobrudscha, das Kreischgebiet mitsamt dem Banat und die Marmarosch. Das umfangreichste Kapitel ist Siebenbürgen gewidmet. Dieser Landstrich zeichnet sich demnach nicht nur durch seine abwechslungsreiche Landschaft aus,

sondern ist von verschiedenen Bevölkerungsgruppen – Rumänen, Ungarn, Deutschen, Zigeunern, um die wichtigsten zu nennen – bewohnt, die der Region ihr vielgesichtiges kulturelles Gepräge geben.

Die Kapitel folgen keiner vorgegebenen Ordnung. In der Regel wird zuerst die größte Stadt der Region beschrieben. Im Falle Siebenbürgens ist das Kronstadt (*Braşov, Brassó*), wobei penibel Auskunft gegeben wird, wo Bahnhof, Touristeninformation oder das Postamt zu finden sind. Die kleine historische Stadtführung entlang der wichtigsten Bauwerke ist allerdings durch eine neugestaltete Rubrik unterbrochen, die sich dem Thema Bergwandern zuwendet. Obwohl überblicksmäßig alle Bergregionen angesprochen und durch Karten illustriert werden, sollte man sich doch nicht auf die schemenhaften Ausführungen verlassen, die bei weitem nicht dem Standard entsprechen, den man zum Wandern und Klettern benötigt. Man könnte böse Überraschungen erleben. Das Kapitel wird fortgesetzt mit Schilderungen über die Umgebung Kronstadts und über Hermannstadt (*Sibiu, Nagyszeben*), die – wie Kronstadt – auf eine Gründung deutscher Siedler im Mittelalter zurückgeht. Die Siebenbürger Sachsen haben eindrucksvolle Wehrkirchen hinterlassen, von denen einige sehenswerte auf einer Karte verzeichnet sind (S. 192). Nordöstlich der sächsischen Städte befindet sich das Szeklerland, benannt nach der dort lebenden Bevölkerung der Szekler, einer spezifischen Gruppe der ungarischen Nation. Die Szekler bildeten neben den ungarischen Adligen und den Sachsen die dritte ständische Nation im Siebenbürgischen Landtag, welcher der Gesamtregion Siebenbürgen bis ins 19. Jahrhundert eine relative innere Autonomie gegenüber den jeweiligen Landesherren auszuhandeln mußte. Einige ärgerliche fehlerhafte Anmerkungen durchziehen den historischen Teil des Bandes: Ihr nationales Erwachen sollen die Szekler – laut den beiden Herausgeberinnen – erst im letzten Jahrhundert erlebt haben, als Siebenbürgen nach dem Ersten Weltkrieg Rumänien zugeschlagen wurde. Diese Meinung wird nicht konkretisiert, etwa mit einem Hinweis auf die Symbiose zwischen Ungarn und Szeklern hinsichtlich ihrer modernen nationalen Identität.

Die Minderheitenproblematik durchzieht die ganze Geschichte des Landes und findet ihren Niederschlag zum Beispiel im Stadtbild von Klausenburg (*Cluj, Kolozsvár*), dessen nationalistischer, inzwischen abgewählter Bürgermeister Gheorghe Funar dafür verantwortlich war, daß an zentralen Stellen sämtliche Parkbänke und Müllkörbe noch in den blau-gelb-roten Farben der rumänischen Trikolore angestrichen sind, und die Stadt sich einer wohl einzigartigen ganzjährigen Beflaggung rühmen durfte. Man soll vergessen, daß sie größtenteils ungarisch geprägt war, und die Zahl der rumänischen Einwohner erst in den letzten Jahrzehnten nicht zuletzt infolge der gezielten Siedlungspolitik des Ceauşescu-Regimes diejenige der ungarischen überholte. Indes wird der Reisende über diese Art von nationalistischer Folklore lächeln, weil er bei den Einheimischen überwiegend freundliche Aufnahme findet. Die Unterschiede zwischen den Nationalitäten werden für den Außenstehenden vor allem in ritualisierten Handlungen wie etwa dem demonstrativen Kirchgang, in den Feiertagen oder in unterschiedlichen Mentalitätsmerkmalen sichtbar. Positiv sind in dieser Hinsicht eingestreute Artikel hervorzuheben, die Kuriositäten oder Anekdoten erzählen – sei es der Dracula-Mythos, das untergegangene jüdische Leben in der moldauischen Hauptstadt Jassy (*Iasi, Jászváros*) oder der Roma-König in Hermannstadt –, die einen lebhaften Eindruck über das Leben im Vielvölkerstaat Rumänien vermitteln.

Im Vergleich etwa mit dem „Dumont-Reiseführer“ zeichnet sich der „Lonely Planet“ klar durch praktische Hinweise und sachdienliche Informationen aus, während im erstgenannten die rumänische Kulturgeschichte im Vordergrund steht. Ein Grund dafür ist sicherlich die Philosophie der australischen Verlagsgründer, die vor allem den Rucksacktouristen einen kompakten und aktuellen Führer in die Hand geben wollten. Eine Homepage (www.lonelyplanet.com), auf der brandneue Informationen abzurufen sind, unterstreicht diese Absicht, so daß man sicher sein kann, nicht nach den Hotelpreisen von vorgestern zu planen. Die 16,99 Dollar, die der englischsprachige Reiseführer kostet, sind in jedem Falle gut angelegt.

Angela Gröber

Leipzig

Ditor ut ditem. Tanulmányok Schultheisz Emil professzor 80. születésnapjára [Ditor ut ditem. Studien zum 80. Geburtstag von Professor Emil Schultheisz]. Szerkesztőbizottság: FORRAI, JUDIT – GAZDA, ISTVÁN – KAPRONCZAY, KÁROLY – MAGYAR, LÁSZLÓ ANDRÁS – VARGA, BENEDEK – VÍZI E. SZILVESZTER. Piliscsaba/Budapest: Magyar Tudománytörténeti Intézet, Semmelweis Orvostörténeti Múzeum, Könyvtár és Levéltár, Semmelweis Egyetem 2003. 421 S. = Magyar tudománytörténeti szemle könyvtára 36.

Festschriften sollten – ebenso wie Feste – einen außergewöhnlichen und einmaligen Charakter aufweisen, um dadurch nicht nur festlich, sondern auch unvergeßlich zu werden. Diesem Anspruch wird die „Schultheisz-Festschrift“ in vollen Zügen gerecht, die bereits durch den weichledernen Einband und die Verwendung gemustert geprägten Papiers und sepiafarbener Druckerfarbe einen seriösen und gleichwohl exklusiven Eindruck erweckt. Diese bestechend schöne Ausstattung kann allerdings bei ungünstigen Beleuchtungsverhältnissen die Lesbarkeit beeinträchtigen.

Diese Festgabe, die bei Feierlichkeiten an der Ungarischen Akademie der Wissenschaften überreicht wurde, ist auch in inhaltlicher Hinsicht hoch attraktiv. Unter ihren Verfassern – Freunden, Kollegen, Schülern und Wegbegleitern von Professor Schultheisz aus dem In- und Ausland – finden sich auch einige europäische Größen der medizinischen Historiographie. Der gebürtige Budapester Jubilar erwarb sich seine umfangreichen Kenntnisse als Internist an zahlreichen namhaften in- und ausländischen Bildungsstätten. 1974-1984 wirkte er als Gesundheitsminister und war lange Jahre hindurch Leiter der ranghöchsten medizinhistorischen Einrichtungen Ungarns, so 1985-1995 des Lehrstuhls für Medizingeschichte an der Semmelweis-Universität zu Budapest. Das Publikationsverzeichnis beschränkt sich hier auf seine Arbeiten auf dem Gebiet der Medizin- und Kulturgeschichte, allerdings mit einem beeindruckend breiten Themenspektrum, das ihn als eine Autorität der Medizingeschichte Mitteleuropas ausweist, insbesondere im Hinblick auf die Heilkunst der Antike, der Renaissance und der Neuzeit.

Drei Beiträge in deutscher Sprache eröffnen den Hauptteil des Festbandes. Dietrich von Engelhardt (Universität Lübeck) befaßt sich mit der Subjektivität und Ethik des Kranken in Geschichte und Kultur. Gundolf Keil (Universität Würzburg) nimmt mit den Mitverfasserinnen Petra Hille und Anne Rappert die Arzneimittelform Pulver in der chirurgischen Fachliteratur des Hoch- und Spätmittelalters unter die Lupe, unter besonderer Berücksichtigung der *Würzburger Wundarznei*. Allein

das zitierte Schrifttum dieses Beitrages erzeugt Lust auf mehr. Hans *Schadewald* (Universität Düsseldorf) entführt den Leser nach Westafrika des beginnenden 17. Jahrhunderts anhand der interessanten Berichte des Baseler Wundarztes Samuel Braun.

Die Beziehung Arzt-Patient im „Corpus Hippocraticum“ steht im Mittelpunkt des Artikels von Piroska *Bellér*. Győző *Birtalan* postuliert in 30 originellen Paragraphen den Werdegang zum Medizinhistoriker. Ähnlich gelagert ist der Beitrag von Dezső *Karasszon* über hermeneutische Probleme in der Erforschung der Medizingeschichte. László András *Magyar* befaßt sich grundlegend mit Aspekten der Systematisierung von Heilmethoden im Laufe der Jahrtausende nach verschiedensten Kriterien. Pál *Kemenes* diskutiert einige Kennzeichen der Wissenschaften der Renaissance. Sándor *Dörnyei* stellt Martin Steer (1797-1879), einen aus Ungarn stammenden Medizinprofessor der Universität Padua vor. Károly *Kapronczay* beleuchtet die wichtigsten Eckpunkte der Geschichte des öffentlichen Gesundheitswesens in Ungarn (1714-1940). Erzsébet *Kotyuk* untersucht die Choleraepidemien in Ober- und Nordostungarn sowie in der Marmarosch im 19. Jahrhundert. Judit *Forrai* berichtet über die Anfänge der ungarischen Zahnmedizin, vor allem die Entwicklung dieser Disziplin in Ofen (*Buda*) und Pest. Katalin *Kapronczay* befaßt sich mit der Wiener Gelehrtenengesellschaft und der 1770 erschienenen populärwissenschaftlichen Wochenschrift ‚Allergnädigst privilegierte Anzeigen aus sämtlichen kaiserlichen Erbländern‘. Hervorzuheben ist der umfangreiche Beitrag zum Themenkreis der *peregrinatio academica* von Emma N. *Tahin*, und zwar über die medizinische Ausbildung ungarischer Studenten in der Zeit Kaiser Sigismunds von Luxemburg (1410-1437) an den damals führenden Hochschulen Paris, Wien, Krakau, Padua. Sie berichtet unter anderem über einen der ersten bekannten Ärzte und Geistlichen jener Ära: den Siebenbürger Johannes Megerlein aus Hermannstadt (*Nagyszében, Sibiu*). Benedek *Varga* gelingt in seinem Beitrag über „Die Geburt eines Mythos. Die Semmelweis-Doktrin und die Königliche Ärztevereinigung zu Budapest“ eine kompakte und moderne Würdigung der medizinhistorischen Leistungen des berühmten Budapester Arztes Ignaz Philipp Semmelweis (1818-1865). Magdolna *Zajác* präsentiert die wichtigsten Entwicklungsstationen der plastischen Chirurgie in Europa und Ungarn. Szilveszter E. *Vízi*, gegenwärtiger Präsident der Ungarischen Akademie der Wissenschaften, bietet eine kurze Übersicht der medizinischen Spracherneuerer im ungarischen Sprachraum, die sich um die Entstehung und die Fortentwicklung einer nationalen Fachsprache der Heilkunde bemühten. Árpád *Szállási* faßt die hundertjährige Geschichte des Nobelpreises geistreich zusammen. Zwar nicht unmittelbar heilkundlich fokussiert, dennoch nützlich ist der verständlich erläuterte synthetische Rückblick von József *Buda* auf die Methodik von Zeitrechnungssystemen verschiedener Kulturen. Er klärt beispielweise auf, warum infolge der Einführung des Gregorianischen Kalenders in Mitteleuropa rund zehn Tage zwischen dem 4. und 15. Oktober 1582 ausfielen beziehungsweise übersprungen werden mußten. Die englischsprachige medizinisch-soziologische Studie „The Hungarian Medical Profession 1900-1993“ aus der Feder von Tamás *Simon* untersucht die Risiken des Arztberufes. Bibliographischen Charakters ist der Beitrag von József *Honti*, der zwei Bücher von Emil Schultheisz vorstellt. Es handelt sich um die Aufsatzsammlungen „Traditio renovata. Tanulmányok a középkor és a reneszánsz orvostudományáról“ (*Studien über die Medizin des Mittelalters und der Renaissance*. Budapest 1997) und „Az orvoslás kultúrtörténetéből“ (*Aus der Kulturgeschichte der Heilkunde*. Budapest/Piliscsaba 1997).

Besitzer der Schultheisz-Festschrift können sich glücklich schätzen. Mit diesem stilvollen Werk ist ein der Bedeutung des Jubilars angemessenes Geburtstagsgeschenk geglückt, dessen Attraktivität höchstens durch einige Abbildungen hätte gesteigert werden können.

Robert Offner

Speichersdorf

Staat, Recht, Politik

VARGA, GÁBOR: *Ungarn und das Reich vom 10. bis zum 13. Jahrhundert. Das Herrscherhaus der Árpáden zwischen Anlehnung und Emanzipation*. München: Ungarisches Institut 2003. 367 S., 1 Stammtaf., 1 Kt. = Studia Hungarica 49.

Bei der vorliegenden Arbeit, die 2001 an der Katholischen Universität Eichstätt als Dissertation eingereicht wurde, handelt es sich um die erste und derzeit einzige Gesamtdarstellung der deutsch-ungarischen Beziehungen in der Árpádenzeit. Den Ausgangspunkt von Gábor Vargas Forschungen bildet die bisher von der ungarischen Forschung fast durchgängig vertretene These, daß die römisch-deutschen Könige von Anbeginn stets nach einer Unterwerfung Ungarns getrachtet hätten. Aus dieser Sicht hatten die Beziehungen der beiden Reiche in erster Linie aus einer erfolgreichen Selbstbehauptung der Árpáden gegenüber den ständigen Einverleibungsversuchen der westlichen Nachbarn bestanden.

Zur Überprüfung dieser Auffassung klopft der Verfasser, der an der ungarischen Forschung grundsätzlich einen oft undifferenzierten Umgang mit dem – der komplexen Struktur des Reichsgefüges nicht gerecht werdenden – Begriff *deutsch* bemängelt, Schritt für Schritt alle relevanten Quellen auf die wichtigen Stationen vor allem der politischen Ereignisgeschichte im Untersuchungszeitraum ab. Er kommt zum Ergebnis, daß die bisherige, meist rein staatsrechtlich orientierte Sichtweise einer kritischen Betrachtung der Quellen in wesentlichen Punkten nicht standhält. Die ungarisch-deutschen Beziehungen des hohen Mittelalters lassen sich demnach, so Vargas Hauptthese, keineswegs in der Optik eines ständigen Abwehrkampfes der Árpáden gegen das Reich begreifen. Sie unterlagen vielmehr einem ständigen Wandel, der sich in drei Hauptphasen einteilen läßt. Während die Träger der Stephanskrone bis zur ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts eher Anlehnung an das römisch-deutsche Reich suchten und suchen mußten und in der Regel auch fanden, setzte etwa ab 1074 ein Prozeß der inneren Konsolidierung ein, der erst im Verlauf des 12. und vor allem des 13. Jahrhunderts zu einer allmählichen Emanzipation Ungarns von seinem westlichen Nachbarn führte.

In seiner chronologisch gegliederten Darstellung beginnt Varga mit zwei einleitenden Kapiteln über die im späten 9. Jahrhundert erfolgte ungarische Landnahme und die Christianisierung der Ungarn. Hier wird herausgestellt, daß das damals dem ostfränkischen Bayern vorgelagerte awarisch-slawische Siedlungsgebiet seit etwa 800 Bemühungen einer karolingischen Herrschaftsdurchdringung in Form von Missionstätigkeiten durch die Bistümer Salzburg und Passau erfuhr. Der Verfasser betont den bislang zu wenig berücksichtigten Umstand, daß der westliche Teil des Karpatenbeckens bereits in karolingischer Zeit eine grundlegende Prägung erhielt. Die Vermittlung der christlichen Kultur an die dort lebenden Slawen, die enge Angliederung des pannonischen Raumes an Bayern und die Idee einer